

bemüht sich schon, seine Brüder auf die Gefahren der Welt vorzubereiten und begleitet sie, wie sein umfangreicher Briefwechsel zeigt, mit seinem ständigen Rat. Graciáns weltkluger Höfling dagegen ist schon zu sehr mit den Intrigen am Hofe beschäftigt, als daß er noch das Heil der Seele in den Vordergrund stellen könnte. Das Seelenheil ist auch für ihn die *conditio sine qua non* allen weltlichen Tuns. Es wird aber eben deshalb nicht mehr thematisiert. Weltliches und geistliches Handeln treten zumindest äußerlich auseinander: *Oráculo manual* und *Comulgatorio* stehen in einer bis in die eigene Bewertung hinein genau austarierten Balance nebeneinander. Die arbeitsteilige Welt der Moderne kündigt sich an³⁶.

³⁶ Im Blick auf religiöses Tun etwa durch ein verändertes Zeitbewußtsein: „Im 17. Jahrhundert konnte man die Bedingungen frommer Lebensführung noch als *Dauergebot* formulieren, in der Mitte des 18. Jahrhunderts ist es unabweisbar geworden, daß solche Religion sich mit *gelegentlicher* Aufmerksamkeit begnügen muß, wie beklagenswert immer dies für die wichtigste Angelegenheit menschlichen Lebens auch ist.“ (N. Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 1, Frankfurt 1980, 259)

EINÜBUNG UND WEISUNG

„Leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr...“

Zu den „drei Menschengruppen“ im Exerzitienbuch des Ignatius von Loyola (EB Nr. 153, 154, 155)

Oftmals beiseite gelassen, drängt sich immer wieder die Frage vor: Wer kommt in den Himmel? Haben die Art und Weise unseres Umgangs mit Besitz und die Beantwortung dieser Frage etwas miteinander zu tun?

Göttlicher Bereich

Mit „Himmel“ läßt sich jene Wirklichkeit bezeichnen, in der Gott wohnt. Unterwegs sind wir zur Ewigkeit, in die Zeit Gottes laufen wir vor. Und zuweilen leuchtet in kostbaren Augenblicken schon das Licht der Ewigkeit auf. Wir sagen

dann: Dieser Augenblick war „himmlisch“. Die Dinge hatten ihren Ort gefunden; die Begegnung von Du zu Du war ganz getragen und erfüllt von jener Liebe, die ein Name Gottes ist. Menschen wurden wesentlich.

Spuren des Himmels verweisen auf die Liebe selbst, auf Gott. Wo wahre Liebe herrscht, kommt die göttliche Wirklichkeit nahe, eine Herrlichkeit, die jegliches je mehr es selbst sein läßt, so daß sich alles füreinander verwendet und gerade so Gott die Ehre gibt. Und genauer noch: Nicht irgend etwas, keine neu geschaffene, himmlische Wirklichkeit erscheint als letztes Ziel des Menschen, sondern Gott selbst, der im Unterwegs der Zeit uns die Gnade anbietet, uns immer mehr auf sein befreiendes und erlösendes Wort einzulassen. Je mehr wir dies wagen, um so mehr wächst unsere Freiheit den Dingen gegenüber, um so mehr kann jeder in sich zu sich selbst in ein freies Verhältnis treten und können wir in Freiheit miteinander umgehen.

Der Wille Gottes, der darauf zielt, daß wir frei werden in Christus, der uns aus dem Kerker der Sünde und Knechtschaft befreit hat, kann besonders während einer geistlichen Übung erkannt werden. Gerade dann, wenn sich der Mensch in seiner ihm von Gott geschenkten Freiheit im Gebet an Gott wendet, kommt er zur Erkenntnis des Willens Gottes. Die Überlegungen, die Ignatius von Loyola im Exerzitienbuch (vgl. EB Nr. 150ff) vorlegt, sollen helfen, den Willen Gottes leichter zu erkennen. Sie stehen im Kontext des *Wählens*. Um *Entscheidung* geht es. In ein neues, freies Verhältnis zur individuellen Lebenswelt soll der nach Gottes Willen Suchende gelangen. Wer fündig wird, sich entsprechend entscheidet und danach handelt, kann verstärkt darauf *hoffen*, in Zukunft ohne allzu schmerzhaftes Reinigungs- und Läuterungsprozesse (Fegfeuer!) immer mehr in jenen göttlichen Bereich hineinzuwachsen, in dessen Zentrum der Ewige selbst zur eigenen Zukunft wird.

Von drei Menschengruppen und 10000 Dukaten erzählt Ignatius von Loyola. Und dies, damit der einzelne im Blick darauf sich selbst besser erkennt und fähiger wird, dem Willen Gottes konform zu werden. Man stelle sich vor, es gebe drei Gruppen von Menschen.

Jede von ihnen hat zehntausend Dukaten erworben, aber nicht rein oder gebührenderweise aus Liebe zu Gott; und sie alle wollen sich retten und Gott, unseren Herrn, in Frieden finden, indem sie die Schwere und das Hindernis von sich entfernen, das sie in der Anhänglichkeit an die erworbene Sache haben. (EB Nr. 150)

Von den Sachen besetzt bis zur Todesstunde

Die erste Menschenart würde das Verlangen, das sie zur erworbenen Sache hat, von sich entfernen wollen, um Gott, unseren Herrn, in Frieden zu finden, und sich zu retten wissen. Und sie setzt bis zur Todesstunde nicht die Mittel ein. (EB Nr. 153)

Gemeint ist der Mensch, der ein unfreies Verhältnis zur Sache besitzt, so daß er davon besetzt ist. Dabei kann es sich um die Welt der Dinge, um Eigentum

(etwa die 10 000 Dukaten) oder um irgendein Vermögen im mehrfachen Sinn des Wortes handeln. Alles, was jemand vermag, kann zu einem Idol werden, das abhängig macht. Auch fixe Ideen, Ideologien und knechtende Strukturen – sei es, daß man verbissen-progressiv um ihre Veränderung kämpft, sei es, daß man reaktionär-konservativ um jeden Preis daran festhalten möchte – sind Formen einer Abhängigkeit, die versklavt. Ein Mensch der ersten Menschengruppe hängt sich an Dinge. Nicht er verfügt in Gottes Namen frei über eine Sache, sondern sie „hat“ ihn. Sein „Hängen an“ ist eine Form von Unfreiheit: Nicht nur selbstisch verwendetes Privateigentum ist Diebstahl, auch die Fixierung auf etwas ist eine Form von Beraubung. Man bringt sich um die Freiheit gegenüber der Welt der an sich guten Sachen, indem man sich an sie klammert. Der Weg zum Himmel, dem Bereich der je größeren Freiheit, die sich angesichts der absoluten Freiheit, wie wir Gott nennen, selig verendgültigt, wird verbaut. „Leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in das Himmelreich gelangt.“ (Mt 19,24) Wie der reiche Jüngling (vgl. Mt 19,16–22) wagt ein solcher das restlose Ja zum Ruf Christi, in dem sich der Wille Gottes ausspricht, nicht. Und so wird die Chance verfehlt, zu haben als hätte man nicht, d. h. die Chance, in Freiheit jeweils ja und nein sagen zu können aufgrund eines ganzen Ja zum anderen Du.

Jemand aus der „ersten Menschengruppe“ weiß, daß seine Beziehung zu den Sachen nicht gut ist, aber er will sich *jetzt* nicht ändern bzw. ändern lassen. Ein Mensch, der nicht im Jetzt, im Nun, in der Gegenwart, im Augenblick leben will, sondern „wenn-dann“, später also, in der Todesstunde, ein solcher Mensch führt im Grunde eine anti-eschatologische Existenz. Er leugnet – meist unbewußt –, daß Gott ein Gott der Gegenwart bzw. der Gott einer Zukunft ist, die unumkehrbar mit Christus schon *jetzt* begonnen hat, da er in der Fülle der Zeit erschienen ist (vgl. Gal 4,4).

Den Willen Gottes verkennen

Die zweite (Menschengruppe) will das Verlangen entfernen, aber sie will es so entfernen, daß sie mit der erworbenen Sache verbleibt. Es soll also Gott dorthin kommen, wo sie will. Und sie entschließt sich nicht, die Sache zu lassen, um zu Gott zu gehen, auch wenn dies der bessere Stand für sie wäre. (EB Nr. 154)

Die sogenannte „zweite Menschengruppe“ ist unterscheidbar von der ersten Gruppe. Auch sie ist eine mehr oder minder schuld- bzw. sündhafte Weise von Selbstentfremdung. Der je größere Horizont der Liebe, Gott, wird zum Moment der Sachen und so zu einem Moment eines Selbst umstilisiert, das sich in seinem ungerechten Zustand selbst zu rechtfertigen versucht, anstatt sich von Gott rechtfertigen zu lassen, indem es als Antwort gerecht (richtig) mit den Dingen umgeht. Ein in sich selbst klebriges Selbstverhältnis eines Selbst kommt sich im Außen der Sach- und Es-Welt entgegen, klebt an etwas, so daß es Gott gleichsam dort festmachen möchte. Auf dieser Basis ist jemand dann bereit, ja zu sa-

gen. Friedenssuche „in“ Gott – ohne Bereitschaft, ernsthafte Konsequenzen zu ziehen und sich zu ändern in bezug auf das eigene Gottesverhältnis!

Gott ist für jemanden aus der „zweiten Menschengruppe“ nur eine mehr oder minder absegnende metaphysische Instanz, die sich der Mensch durch eigenmächtige Selbstvermittlungsversuche als Über-Ich – etwa durch Sublimierung – hergestellt hat. Aber: Das unfreie Verhältnis zu der Sachwelt spiegelt nur die Entfremdungsform des Gottesbezuges wider. Die Differenz zwischen Wille Gottes und Eigenwille wird vom mehr oder minder psychologisch bzw. transzendental-philosophisch gemachten Eigenort *projektiv* aufzuheben versucht. (Man kann aber so nicht eine Brücke bauen, geschweige denn das „andere Ufer“ konstituieren.) Gott wird nicht Gott sein gelassen, weil der Mensch dieser Gruppe nicht Mensch sein will bzw. sich nicht Mensch sein läßt als der, der er von seinem Wesen her sein kann: jemand, der in ein *freies* Verhältnis zur Vermögens- und Dingwelt tritt – und so den wirklichen Willen Gottes erfüllt, der dem Menschen doch das je Bessere zu geben bereit ist. Der göttliche Horizont wird von der hier vorgestellten Menschengruppe identifiziert mit dem selbstproduzierten Rahmen des gemachten Zustandes des Ich = Ich, das sich mit seiner Form von Habe nicht losläßt auf Gott hin, den anderen, das liebende Du. Das Selbst will nicht selbstlos sein, also nicht lieben. Und dies zeigt sich in der Dimension des Habens der Sachen als: die Liebe nach der Habe richten, anstatt umgekehrt voranzugehen. Wer aber nicht frei ist zur Selbstlosigkeit, praktiziert eine Form von Unfreiheit!

Von Gott gesegnet

Die „dritte Menschengruppe“ unterscheidet sich zutiefst von den beiden erstgenannten Gruppen. Sie ist bereit, Gottes Willen ganz zu tun.

Die dritte (Menschenart) will das Verlangen entfernen, aber sie will es so entfernen, daß sie auch keine Anhänglichkeit dazu hat, die erworbene Sache zu haben oder nicht zu haben. Sie will sie vielmehr nur wollen oder nicht wollen, wie Gott, unser Herr, es in ihren Willen legen und es dem Betreffenden besser erscheinen wird, zum Dienst und Lobpreis für seine göttliche Majestät. Und in der Zwischenzeit will sie sich so einrichten, daß sie alles dem Verlangen nach läßt, indem sie Kraft einsetzt, weder dies noch irgend etwas anderes zu wollen, wenn nicht allein der Dienst für Gott, unseren Herrn, sie bewegt. Es soll also der Wunsch, besser Gott, unserem Herrn, zu dienen, sie bewegen, die Sache zu nehmen oder zu lassen. (EB Nr. 155)

Im Vergleich zu den vorher genannten und negativ gezeichneten Menschengruppen ist die nun zu betrachtende Menschengruppe eine positive Wir-Gestalt, die qualitativ von jenen sehr verschieden ist. Im konkreten Alltag begegnet sie manchmal in einzelnen. In den schon genannten Menschengruppen wirkt sie wie ein Ferment. Sie lebt realistisch das freie Verhältnis zu den „Sachen“. Leidend ist nicht das Haben oder Nicht-Haben, das Halten oder Lassen, sondern von jenseits einer solchen Alternative wird die Zugehörigkeitsform einer Sache

zum Selbst jeweils entschieden. Und zwar im Blick und im Hören auf Gott, der zugleich der Fluchtpunkt und die Kraftquelle der *Indifferenz* ist¹. Dies meint jene religiöse Grundgestimmtheit, die in psychologischer Terminologie „gleichschwebende Aufmerksamkeit sich selbst gegenüber bezüglich einer Sache“ heißt. In Gottes Gegenwart wird gewählt. Durch seine Gnade ermächtigt zu Glaube, Hoffnung und Liebe, wird entschieden. In diesem Akt des lebendigen Selbstvollzuges geht es um Bewegung, eine Veränderung, eine Metamorphose. Ein Prozeß (im Sinne des Voranschreitens) findet statt. In diesem existentiellen Geschehnis soll je mehr angenommen und aktualisiert werden, was dem Willen Gottes bezüglich eines konkreten Menschen und seinem Vermögen entspricht. Dieses gesuchte *Entsprechungsverhältnis* (Berufung in bezug auf Sachen) wird von *Gebet*, im Sprachverhältnis zu Gott also, so durchwirkt, daß der Freigebigkeit Gottes von seiten des Menschen aufgrund Gottes zuvorkommender Gnade je mehr Raum gegeben wird, in dem der Betende dann geschenkerweise ein neues, freies Verhältnis zu sich selbst in der Dimension der Sache zeitigen kann und so im Dialog mit anderen (auch der Gesellschaft!) vor Gott je mehr lebendig zu existieren vermag: sach-gerecht und frei. So werden wir Irdischen zu Himmlischen.

Diese Hoffnung vor Augen, kann es uns leichter gelingen, immer wieder in gerechter Weise den irdischen Besitz zu gebrauchen. Gerade im Umgang mit „himmlischen Gütern“ (vgl. Hebr 9, 11; 10, 1; Eph 1, 3 f) läßt sich dabei einüben, wie unser Verhältnis zu irdischen Gütern beschaffen sein soll: Sie sind uns *anvertraut*. Indem wir Eigenes nach vorne in der Zeit frei füreinander verwenden, geben wir es im Grunde auch Gott, dem Geber alles Guten, zurück. Sind wir doch ermächtigt, in Dankbarkeit vor ihm zu schenken. So wird offenbar, daß jegliches von Gott her uns je neu zukommt. Im Blick auf ihn sind geistliche und materielle Güter dann nicht mehr Anlaß zu Geiz und Neid, sondern als seine *Gaben* können sie dazu dienen, sinnvoll zu investieren und das Teilen mit anderen zu üben. Die Angst um Hab und Gut braucht dann nicht mehr die zwischenmenschlichen Beziehungen zu vergiften. Der Gier nach Besitz muß niemand mehr verfallen. Denn wir sind frei, mit unseren Vermögen zu *leben*. Wer sich von Gott her in ein neues, freies Verhältnis zu seinen Gütern begibt, kann nur gewinnen.

Paul Imhof, München

¹ Vgl. dazu G. Bottereau, *Indifférence Ignatienne*, in: *DictSpir* VII/2, 1692: „Bevor I. v. L. das Wort ‚Indifferenz‘ gefunden hatte, um damit den Gleichgewichtszustand des Wollens, der für eine Wahl in Gelassenheit erforderlich ist, zu bezeichnen, hatte er sich wahrscheinlich mit dem traditionellen Bild von der Waage im Gleichgewicht zufriedengegeben. Die Ruhestellung der unbelasteten Waage zeigt anschaulich die Fähigkeit, sich jeweils nach dem schwereren Gewicht, nämlich der Liebe, zu neigen. Um dieses Gleichgewicht zu erlangen, wartet Ignatius nicht passiv auf ein Wunder; nichts würde seinem Temperament mehr widersprechen; im Gegenteil, er mobilisiert alle seine Kräfte.“ – Vgl. auch A. Rayez, *L'Indifférence aux 17^e et 18^e siècles*, in: *DictSpir* VII/2, 1707: „Die ignatianische Indifferenz ist, wie G. Fessard (La dialectique des Exercices spirituels de saint Ignace, t.1, coll. Théologie 35, Paris, 1956) deutet, primär ein ‚absolutes und totales Nicht-Wollen‘ – was uns an die Passivität à la Fénelon erinnert –, aber sie ist zugleich ‚Tat‘ unserer Freiheit, die ‚empfindlich ist selbst für ganz subtile Regungen der göttlichen Freiheit‘, eine Tat, in deren Wiederholung es ‚nach und nach zu einem Zustand der Verfügbarkeit kommt‘ (31).“